

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Feuermeier

bauern nach. Langsam schwebte der gänzlich widerstandslose Körper höher und höher. Jetzt noch ein Ruck und ohnmächtig lag der Gerechtete auf sicherem Boden.

Mit unsäglicher Anstrengung schaffte Bertl nun den Bewußtlosen in sein Häuschen, das er um die Mittagstunde erreicht. Dort kam der Kreuzbauer endlich wieder zum Bewußtsein.

Erst allmählich dämmerte in ihm die Erinnerung an die letzten schreckensvollen Stunden auf. Wortlos, mit Tränen in den Augen, sagte

er nach der Hand seines Retters und drückte sie an seine Brust. In seinem Blicke lag alles ausgesprochen, Abbitte, Flehen um Verzeihung, heißer Dank. Bertl verstand die stumme Sprache; ein Händedruck sagte dem Kreuzhofbauern, daß alles gewährt sei.

Nicht lange aber und Reserl hielt unter den Klängen der Hochzeitsglocken als Frau Jägerin ihren Einzug in das schmucke Häuschen am Bergeshang.

Der Feuermeier

Von Schröngamer-Heimdal

„Daß Sie sich immer gar so deutlich ausdrücken, Herr Rat, wenn Sie von der Kellnerin Feuer verlangen. So schön und deutlich hab' ich das Wort Feuer noch nicht aussprechen hören.“

„Sie mein Lieber, vor dem Wort hab ich Respekt! Und damit Sie auch wissen, warum, will ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die mir vor gutding vierzig Jahren passiert ist. Wie ich Einjähriger war beim königlich bayerischen 2. Infanterieregiment „Kronprinz“, wissen Sie, damals, wo wir den Raupenhelm noch hatten, den wunderschönen Raupenhelm! Das waren noch Zeiten, damals sag' ich Ihnen, Zeiten. . . Und nachher, wie wir die Pickelhaube gekriegt haben, war's vorbei.“

„Aber damit ich erzähl': Also ich war Einjähriger bei den stolzen Zweiern und — versteht sich — schon Geseffter mit Unteroffiziersdienst. Die Treffen allerdings, die hab' ich mir selber verpaßt und hab' sie auch nimmer gekriegt — eben wegen der Geschichte, die ich erzählen will.“

Man möcht' gar nicht glauben, was einem alles passieren kann auf der Welt, überhaupt einem Einjährigen . . .

Wissen Sie, es war gerade an dem Tage, bevor es ins Manöver ging. Ich hab' natürlich — versteht sich — als Einjähriger außer der Kaserne gewohnt, und zwar im neuen Villenviertel beim Exerzierplatz Oberwiesenfeld draußen, wo auch die Kasern war. Ich hab' also gar nicht weit vom Dienste gehabt, was soweit ganz angenehm war.

Im Haus neben mir hat ein Studienfreund und Landsmann von mir gewohnt, ein gewisser Meier Hans, Gott hab' ihn selig, er ist vor zehn oder zwölf Jahren als Notar im Schwäbischen gestorben.

Damals haben wir am Tage vor Manöverbeginn regelmäßig dienstfrei gehabt.

„Einjähriger Wachler“, sagt der Feldwebel zu mir — ich weiß's noch wie heut — tun Sie sich Ihre Sachen noch besorgen, die wo Sie noch brauchen. Nicht daß Sie mit Ihrem Freund Meier den ganzen Tag in der Stadt herumlaufen. Der Teufel soll Sie holen, wenn Sie mir beim Ausmarsche nach Bier schmecken!“

Zu Befehl, Herr Feldwebel! sage ich im Stillgestanden und mache kehrt, daß der ganze Korridor wackelt. Denn draußen vor dem Kasernentor steht mein Freund Meier und wartet schon auf mich.

Fünf Minuten drauf sitzen wir schon auf seiner Bude bei einem Faß Bier, das mir der gute Hans zum Abschied ins Manöver spendiert hat.

„Heut tun wir uns noch einen guten Tag auf“, sagt der Hans. „Denn weißt, heut sind wir ganz allein im Haus und können saufen, singen und schreien, wie wir wollen. Die Hausleute sind nämlich gestern in die Sommerfrische ins Gebirge abgedampft und der Hausherr bin jetzt ich. Allelujah.“

Der Hans reißt gleich die Klampfn vom Tisch, setzt sich rittlings aus Bierfaß und spielt und jodelt und werkelt wie ein Besessener.

Ein Leben hat der Hans gehabt, ich sag Ihnen, ein Leben wie drei junge Teufel, bis er seine Bett schwere gehabt hat. Nachher ist er aber umgefallen, wo er gerade gestanden oder geseffen ist und hat geschlafen wie eine Ratte — nicht mehr zu erwecken, bis er wieder von selber aufgewacht ist nach zehn oder zwölf Stunden.

Also, wir singen und sausen wie die Wilden, denn wissen S', damals hat's noch ein Bier gegeben, ein Bier sag' ich Ihnen, gegen das der Plempl von heutzutage das reinste Spülwasser ist.

Da wenn man seine drei oder vier Maß gehabt hat, da hat man keine fünfte mehr gebraucht, mein Lieber. . . In dem Faß, das mir der Hans zum Abschied gestiftet hat für's Manöver, waren aber achtzehn Maß. Und so ein Quantum will getrunken sein — versteht sich.

Ich denke aber die ganze Zeit an die Mahnungen meines Feldwebels und halte mich soviel als möglich zurück. Richtig, um elf Uhr herum ist das Faß schon leer und — versteht sich — mein Hans liegt schon unterm Schragen und schnarcht wie ein Bollgatter.

Grad recht, denk' ich mir und mach mich auf die Socken. Jetzt ist's elf Uhr, um zwei Uhr treten wir zum Abmarsch ins Manöver an. In der Zwischenzeit kannst du deine Sachen noch verpacken und das Bier verdunsten lassen, daß es der Feldwebel nicht schmeckt.

Und überhaupt, wie soll er's denn schmecken, wenn ich die Ausgehmontur ablege und die Manövermontur anziehe, die vom Kampfer nur so staubt, daß man's schon von weitem schmeckt.

Ich mach' mich also nichtsahnend auf die Socken, das heißt auf den Heimweg in meine Bude.

Hübsch hoch hab' ich schon geladen gehabt, weil ich die Treppe doppelt gesehen hab'. Aber mit Hilfe des Geländers komme ich unverfehrt im Hausflur unten an. Seit wann, denk' ich mir, sind denn da Doppeltüren? Wissen S', weil ich zwei Türen vor mir gesehen hab'. . . Ach was, denk' ich mir, du wirst schon eine aufmachen können.

Ich wart' also, bis mir eine in Reichweite kommt, erhasche die Klinke und kollere durch den Türspalt eine Reihe von Steinstufen hinunter.

Die Tür fällt hinter mir ins Schloß und ich schau mich um, wo ich eigentlich bin. Und wo meinen S', daß ich bin?

Im Keller!

Ich hab' die falsche Tür erwischt. Statt der Haustüre die Kellertüre!

Ich krabble also auf allen Vieren die Steinstufen hinauf, aber leider, die Türe ist ins Schloß gefallen und geht nicht mehr auf.

Das kann gut werden, denk' ich mir, in zwei Stunden geht's ins Manöver dahin und ich sitze im Hauskeller meines guten Hans,

den ich droben durch die drei Zimmerdecken durchschnarchen höre. Was tut der Mensch in seiner Not?

Er läßt sich den Angstschweiß auf die Stirne treten.

Ist recht, denk' ich mir, da riecht der Feldwebel wenigstens das Bier nicht, wenn es im Schweiß verdunstet. Weil es im Keller natürlich stockfinster war, stecke ich ein Streichholz an. Und im Scheine des Lichtleins entdecke ich ein Kellerfenster oben in der Mauer, die an der Straßenseite ist.

Dieses Kellerfenster ist mein Rettungsanker, mein Hoffungsstern, denke ich. Es wird schon jemand vorbeigehen draußen. Dann schrei ich . . . Und dann

wird man mich aus meiner ebenso ärgerlichen wie beklemmenden Lage befreien.

Wenn ich nur noch zum Abmarsch ins Manöver recht komme.

Aber leider — es geht niemand vorbei. Die Viertelstunden verrinnen, ich verbrenne ein Streichholz nach dem andern, der Schweiß rinnt mir schon in Strömen von der Stirne.

In meiner Not rufe ich meinem Freunde Hans. Vielleicht, denk ich mir, hat er einen quälenden Examenstraum, so daß er nicht so fest schläft, wie sonst und meinen Notruf hört. Es ist ja sonst niemand im Hause wie wir zwei und ich darf schreien, was die Lungen hergeben.

Ich schreie also wie einer, dem man das Messer an die Kehle setzt: „Meier — Meier — Meier!“ Dann horche ich.



Der Hans reißt gleich die Klampfn vom Tisch, setzt sich aufs Bierfaß und spielt und jodelt und werkelt wie ein Beseßener

Aber nichts rührte sich im Hause. Nur das Schnarchen meines Freundes durchsägt die drei Zimmerdecken. Ich zünde also wieder ein Streichholz an und schreie noch einmal aus Leibeskräften: „Meier — Meier — Meier!“ Jetzt, was ist das?

Eilige Schritte auf der Straße. Ich sehe durch das Kellerfenster zwei Schutzleute. Sagt der eine: „Kamerad, da unten brennt's!“

„Natürlich!“ sagt der andere. Man sieht's ja schon am Feuerschein. Und außerdem hört man ja die Marmuse schon: „Feuer, Feuer, Feuer!“ Natürlich brennt's da. Sofort die Feuerwehr alarmieren!“

Trabtrab, trabtrab — hör' ich die Schutzmannsstiefel auf dem Pflaster.

Na, denk' ich mir, das kann jetzt gut werden. Halten die zwei Esel meinen Zündhölzlschein für einen Kellerbrand und meine Notrufe „Meier!“ hielten sie als „Feuer!“

Das Ding ist gut und es dauert nicht lang, da höre ich auch schon die städtische Feuerwehr daherrasseln. Das Kellerfenster fliegt herein, gerade wie ich wieder ein Streichholz anzünde, um mich den Leuten da draußen sichtbar zu machen und den Irrtum aufzuklären zu können.

Aber wie ich den Mund aufmachen will, reißt mich schon ein Wasserstrahl rücklings um.

Und dann ging's los, mein Lieber. Aus drei Schlauchlagen! Bald stand mir das Wasser bis an den Knien. Jetzt reichte es mir schon zum Hals herauf. Ich flüchtete mich natürlich auf die oberste Kellerstufe. Da prallen und prasseln auch schon Arthiebe an die Türe. Um von den Trümmern nicht getroffen zu werden, muß ich wieder zurück ins Wasser. Endlich schlägt die Stunde der Erlösung.

Ein himmellanger Feuerwehrmann fischt mich mit einem Feuerhaken aus dem nassen Element, auf dem ich schon geschwommen bin, weil die Füße keinen Boden mehr bekamen. So tief stand das Wasser schon im Keller.

Wie ich aus dem Unglückskeller heraußen war, hat sich natürlich alles aufgeklärt.

Sie, mein Lieber, diese Nacht im Keller vergesse ich mein Lebtag nicht!“

„Das glaub' ich Ihnen gern, Herr Rat. Und jetzt begreife ich auch, warum Sie das Wort Feuer stets so deutlich aussprechen.“

„Natürlich! Wenn einer einmal so etwas durchgemacht, wie ich in derselbigen Nacht, da merkt man's sich's.“

„Aber eigentlich sind sie, Herr Rat, ganz unschuldig an der ganzen Geschichte. Sie haben ja damals nicht Feuer gerufen, sondern Meier!“

„Versteht sich, daß ich unschuldig bin. Die Schuld liegt einzig bei den Schutzleuten, die statt ‚Meier‘ — ‚Feuer‘ verstanden haben, weil man ja im Volke gemeinhin ‚Feier‘ sagt, statt ‚Feuer‘. Und die Schutzleute kommen ja gewöhnlich aus dem Volke.“

„Sehr richtig, Herr Rat, und wie war's denn mit Ihrem Freund Meier?“

„Der hat natürlich nichts von dem angeblichen Brande in seinem Hause gemerkt, weil er mit seinem wirklichen ‚Brande‘ so fest schlief, daß ihn nicht einmal der Tumult bei den Löscharbeiten zu wecken vermochte. Zwei Schutzleute haben das Haus bewacht, bis mein Hans seinen wirklichen ‚Brand‘ richtig ausgeschlafen hatte. Was werden seine Haus-

leute für Augen gemacht haben, als sie von ihrer Sommerfrische im Gebirge zurückkamen und die Greuel der Verwüstung in ihrem Hause sahen. Und das alles wegen eines blöden Mißverständnisses von Schutzleuten. Wie man aber auch ‚Feuer‘ verstehen kann, wenn man ‚Meier‘ schreit . . .“

„Wie eben der Zufall oft spielt, Herr Rat. Und wie war's weiter, Herr Rat? Sind Sie noch recht gekommen zum Ausmarsch ins Manöver?“

„Gerade noch! Sie, mein Lieber, das war noch eine Heze; drei Minuten vor Abmarsch stürme ich in die Kaserne. Das Regiment steht natürlich schon da — im offenen Viereck. Der Oberst hält gerade eine Ansprache, da bemerkte er mich.“



Das Kellerfenster fliegt herein, gerade wie ich wieder ein Streichholz anzünde, um mich den Leuten da draußen sichtbar zu machen . . . Aber wie ich den Mund aufmachen will, reißt mich schon ein Wasserstrahl rücklings um.

„Natürlich wieder ein Einjähriger“, näselte er mich an. Wie heißen Sie?“

„Wachsler, Herr Oberst!“

„Welche Kompagnie?“

„Zweite, Herr Oberst!“

„Herr Hauptmann, ich bitte, das weitere zu veranlassen . . . Eintreten!“

Der Hauptmann durchbohrt mich mit seinen Augendolchen, der Feldwebel gibt mir einen Rippenstoß, daß ich die Engel singen höre. „Sie Schwein, Sie versoffenes!“

Na, ja, der Hauptmann hat das Weitere veranlaßt. Als ich ihm den Sachverhalt wahrheitsgemäß vortrug, hat er das Lachen kaum verbeißen können. Und so kam ich ohne Strafe durch. Die Tressen freilich, die hab' ich nicht mehr bekommen. So war und blieb ich

Gesreiter. Wenn dieses Malesizmißverständnis mit Meier und Feuer nicht gewesen wäre, könnte ich heute Major der Landwehr außer Dienst sein. So aber bin ich bloß der „Feuermeier“ geworden. Denn wissen S., der Herr Hauptmann hat damals die Geschichte im Kasino erzählt und so ist die Sache herumgekommen. Aber bitte, verraten Sie nichts, sonst hängt man mir hier den Spottnamen an. Ich wollte Ihnen ja bloß auseinandersetzen, warum ich mich so deutlich ausdrücke, wenn ich Feuer verlange. Denn niemand hat die Tücke der Muttersprache so am eigenen Leibe erfahren, wie ich damals im Keller Sie können mir's glauben, daß ich heute noch mit kaltem Schauder an die Geschichte denke . . . Also Prost, mein Lieber, und Sie, Kathi, bringe. Sie mir doch — Feuer . . .“

Bergelstet nicht Böses mit Bösem!

Erzählung von Werner Granville-Schmidt (Nachdruck verboten)

Es war um die Nachmittagsstunde, in den Tagen vor Weihnachten. In weichen, weißen Flocken rieselte der Schnee zur Erde; aber die hastenden Großstadtmenschen achteten seiner glitzernden Schönheit nicht; sie traten ihn unter die Füße, so daß er bald nur noch als eine schlammige, unansehnliche Masse die Straßen bedeckte.

Draußen am Fluß, der träge seine schmutzigen, mit Eischollen vermischten Fluten an der alten Hansestadt vorüberwälzte, befanden sich die Lagerschuppen des bekannten Baumwoll-Importeurs Willem G. Stinnes.

Gerade in diesen Tagen hatte ein gewaltiger Landungsansturm stattgefunden und obwohl die Schauerleute der Firma Stinnes abwechselnd Tag und Nacht durcharbeiteten, lagen die löschbereiten Baumwolldampfer, die ihrer Abfertigung harten, nicht nur hinter, sondern sogar noch nebeneinander an der langen Raifstrecke.

Alles atmete hier Leben und Bewegung. Wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen wimmelten die Arbeiter durcheinander; aber diese verwirrende Unordnung war nur scheinbar; denn in Wirklichkeit erfüllte jeder seine scharf abgegrenzte Pflicht und das ganze Getriebe vollzog sich mit der Präzision eines Uhrwerks. An dieser Stätte tönte eindrucksvoll das Hohelied der Arbeit, und keine schönere Begleitung konnte es dazu geben, als das

Rattern der Winden, das Fauchen der mächtigen Kräne, die mit spielender Leichtigkeit die Baumwollballen aus dem gähnenden Schiffsraum emporhoben, um sie ebenso sanft auf die Schuppenrampe niederzusetzen. Dazu kam noch das Lärmen der vielen Menschen und das durchdringende Trillern der Bootsmannspfeifen. — Und über dies Chaos ergossen die zahlreichen elektrischen Bogenlampen, die längs der Schuppenstrecke in regelmäßigen Abständen verteilt waren, ihr taghelles, strahlendes Licht.

Gegen fünf Uhr strömte ein neues Arbeiterheer durch die hohe, eiserne Gitterpforte, die die Lagerschuppen von der öffentlichen Straße trennte. Diese Arbeiter sollten ihre bisher tätigen Kollegen ablösen und die Nacht durcharbeiten. Viele der Leute trugen mürrische, verdrießliche Mienen zur Schau; denn wenn die Nachtarbeit auch besser bezahlt wurde, so hatte doch der Gedanke, in dieser eisigen Winternacht im Freien verbleiben zu müssen, während sich andere Menschen behaglich im warmen Bett dehnten, wenig Erfreuliches.

Unter den neu Kommenden befand sich auch ein Mann, der sich in gewisser Hinsicht von seinen Genossen unterschied. Trotzdem er sich im Arbeitszeug befand, machte er einen ordentlichen, sauberen Eindruck. Seine kräftige, große Gestalt mochte sonst etwas Soldatisches an sich haben; heute aber war sie schlaff zusammen-